

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 62.

Berlin, Dienstag den 24. Mai

1836.

### R u s s l a n d.

#### Die Russen am Balkan.

(Aus dem Tagebuche eines Artillerie-Offiziers.)

Die Bulgarei war uns mit ihren zerstörten Moscheen, ihren belagerten Festungen und ihrer Pest so sehr zuwider geworden, daß wir bereit waren, nicht nur die steilen Felsen des Pampus, des jetzigen Balkans, zu ersteigen, sondern auch ewig auf ihnen, mitten unter Wolken und Stürmen, umgeben von den Schatten der Helden aller Zeiten und zwischen den Hüften Numelischer Hirten zu leben, um nur befreit zu werden von der Einsamkeit der Steppen, von den ausgebeugten Parallelen mit ihren Breche- und Demontir-Batterien, und hauptsächlich von der Orientalischen Peste und Pest. Diese weite Steppe zwischen der Donau und dem Balkan, die man die Bulgarei nennt, mit allen ihren Weinreben und Delbäumen und ihren majestätischen Meeres-Wellen, entsprach unseren Erwartungen nicht; Krankheiten, Mangel an Lebensmittel, halbzerstörte Kantonirungs-Quartiere, Erinnerungen an die glücklichen Tage in unserer Heimath und ein trüber Winter machten uns Alle mürrisch und verdrüsslich: die heitersten Gesichter hatten etwas Düsteres und wie mit einem Nebel umzogenes. Man mußte die Festung Kustendshi gesehen haben, in der wir einen ganzen Winter saßen, um sich einen Begriff von unserem Abscheu gegen die Bulgarei und die Bulgarei zu machen. Ohne Zweifel ist der Französische Schriftsteller Balzac der größte Mann unserer Zeit in Beschreibung von Schmutz und Feuchtheit; ich wage es aber, zu behaupten, daß auch seine mächtige Einbildungskraft nicht im Stande wäre, etwas schmutzigeres und feuchteres zu erschaffen, als diese unausstehliche Festung. Einige kleine hölzerne Scheunen, ohne Zusammenhang und Ordnung hier und dort zerstreut, eine Menge, von Feuerbrüsten geschwärtzter Schornsteine, Haufen von Steinen und halb in Trümmern liegende Moscheen, mitten auf schmutzigen unregelmäßigen Plätzen, die man vom Morgen bis zum Abend mit halbwilden Treibern, Kameelen und Büffeln bedeckt sieht — das ist das Innere von Kustendshi. Ein tiefer Graben und 4 Bastionen, mit breiten, unregelmäßigen Embrasuren, aus denen verrostete Geschütze von verschiedenen Kalibern, Nationen und Zeiten hervorblickten, von der einen Seite, und von den drei anderen ein steiles vom schwarzen Meer bespültes Ufer, — das ist die Außenseite. Es schien, als ob diese phantastische Befestigung nur für uns dem Meer und den Nebeln entfliegen wäre, denn in ganz Kustendshi gab es keine andere Einwohner, als Russisches Militair. Scheunen ohne Decken und Dielen, nur mit einem dreieckigen Dach, welches anstatt Schornsteine nur Dornen hatte, um den Rauch durchzulassen, waren unsere Quartiere, die wir, dicht an einander gedrängt, bewohnten. Diese feuchten, fast durchsichtigen Wohnungen boten, namentlich Abends, einen höchst malerischen Anblick dar. In der Mitte der Scheune brannte ein großes Feuer, und nebenbei standen einige von Rauch geschwärtzte Theekessel, in denen trübes Brunnenwasser kochte; nicht weit entfernt von diesen schreckbaren Theekesseln standen im Halbkreis, wie eine Vorpostenlinie, Gläser von verschiedener Form und Größe; jeder Offizier hatte sich anstatt eines Stuhls den bequemsten Stein oder Baumstamm ausgesucht. Der Rauch vom Holz und vom Taback zog in großen grauen Wolken in der Scheune umher. In diesem Rauch vernahm man Debatten über ernste und komische Gegenstände, Erzählungen über Gefechte mit den Türken und Begebenheiten bei einer Quadrille oder einem Cotillon, Details über die letzte Herbst-Campagne, Gesänge und Declamationen in fast allen Europäischen Sprachen. Hierzu denke man sich die verschiedenen Trachten der Offiziere: einer saß da, in einem Fischerischen Mantel (Burka), ein anderer in einem kurzen Tatarischen Leibrock (Arshaluf), ein dritter in voller Uniform; mehrere trugen Ueberdröcke und Mäntel nach Europäischen Schnitt. Eine jede dieser Scheunen hätte mit großem Effekt auf einem Gemälde des Babylonischen Thurmbaus angebracht werden können. Diese räucherigen Abende mit ihren unaufhörlichen Erzählungen und ihren Erinnerungen an vergangene frohe Tage, erhöhten noch unsere qualvolle Langeweile. Entfernt sey von mir jeder Gedanke daran, auch nur im mindesten an der Ehrbarkeit und Sittenreinheit meiner Gefährten, Währiger Offiziere, zu zweifeln — aber die Pflicht des Historikers gebietet es mir, zu sagen, daß es uns sehr schwer ward, während 7 Monat nicht ein einziges Frauenzimmer zu sehen; jeder von uns überzeugte sich in diesem Winter durch bittere Erfahrung davon, daß ein Männer-Leben ohne Gesellschaft weiblicher Wesen — eben so wenig werth ist, als die Grammatik des Herrn \* \* \* off, obgleich in derselben viel vom weiblichen Geschlecht die Rede ist. Hätte unsere Batterie noch einige Monate in Kustendshi bleiben müssen, so bin ich überzeugt, daß wir

das Schicksal der Scythen würden beneidet haben, die Venus in ihrem Born irgendwo in diesen Gegenden in Weiber verwandelte. Es ist unmöglich, sich das Gräßliche einer solchen Entbehrung in Winter-Campagnen vorzustellen. Junge Offiziere, die nicht lange erst ihre strenge gelehrte Examinirungs-Kommission und die trockene Theorie der Artillerie, Wissenschaften verlassen hatten, überließen sich halb sinnlos düsteren Träumereien, — und jeder durchirrte mit seinem Ideal den ganzen Tag hindurch die Wälle, Bastionen und die steilen Ufer des Schwarzen Meeres, und ließ seine Seufzer in dem Gebrülle der Wogen verhallen, durch welche die Bulgarei ein höchst betrübtes Ansehen erhielt.

Uebrigens war es nicht das erstemal, daß sich Russen in der Bulgarei langweilten. Auf dem Marsch längs den Ufern der Donau sangen uns unsere alten Soldaten oft ein alten Veteranen, die unter Kamensky, Kutusoff und Langeron gedient hatten, bekanntes Lied vor, in welchem unter Anderem die Strophe vorkam: „Wer nicht jenseits der Donau war, der kennt kein Herzeleid.“ Nicht Jeder faßt den Sinn der Dichtung dieses melancholischen Liedes; um ihn recht zu begreifen, mußte man mit uns einen Winter in Kustendshi zugebracht haben.

Aber der Frühling, der bezaubernde orientalische Frühling herrschte schon außerhalb der Mauern unserer Festung. Der Groß-Wesir, sein Geschütz, sein Gepäck und alle Munition der großen Armee in den Dörfern von Kulewitscha hinterlassend, verschloß er sich in Schumla. Der letzte Rest der feindlichen Truppen ward geschlagen und zerstreut. Silißtria fiel. Die Straße zum Balkan war der Russischen Tapferkeit geöffnet. Welches Herz, nachdem wir von den Gränzen der Moldau, durch die trüben Wellen der Donau, durch Kugeln, Kartätschen und Granaten ins Reich Mahmud's gedrungen waren, schlug nicht hoch auf bei dem Gedanken, daß nach einer Stunde — nach zwei — unsere Fahnen in einem Lande wehen würden, „wo die Cypresse und die dunkle Morthe spricht!“ Und als diese herrliche Stunde da war, konnten wir, nachdem wir uns mehr als 10 Monate in der öden und profaischen Bulgarei gelangweilt hatten, nicht anders als uns den ersten Eindruck „des entferntesten und schönsten Landes“, das unsere Phantasie mit den glänzendsten Farben ausgeschmückt hatte, ganz hingeben; Numelien stand vor unseren Blicken da wie ein reiches und lippiges Land.

Am 3. Juli bezog unser Corps, gegenüber Derwisch-Dschavan, ein Bidouac und machte sich fertig, um, unter dem Hagel Türkischer Kugeln und Kartätschen, bei Anbruch des nächsten Tages die über den Kamtschik geworfenen Pontons zu passiren. 12 Stück Geschütz unserer Batterie standen aufgepflanzt; die an den Deichseln gespannten Pferde drängten sich, wieherten und schlugen aus; die Soldaten saßen gruppenweise um's Feuer und schienen sich einander ihre letzten, anspruchlosen Verfügungen zuzuschleifen; die dejourirenden Artilleristen, mit brennenden Luntten in den Händen, gingen zwischen dem Geschütz hin und her. Ein hoher Wald verbarg unserem Auge den Balkan und die Türkischen Retranchements auf dem rechten Ufer des reizenden und trüben Kamtschik; und nur das einformige Geräusch der Wellen, das mit dem entfernten Rufen der Schildwachen zusammenfloß und uns an den unvermeidlichen Uebergang erinnerte, erweckte in Jedem, anstatt der zeitlichen Hoffnung und der Erinnerung an vergangene Freuden, ernstere Gedanken an einen anderen Zustand ohne Erinnerung und Hoffnung. Nichts bringt uns so schnell dazu, Menschen zu seyn, als die Annäherung des Todes. An diesem feierlichen Abende, wo alte Artilleristen, leise unter sich sprechend, mit ihren Pulvertaschen beschäftigt waren und Stöcke mit Luntten unwickelten, — als der Infanterist, mit einem Gebet auf den Lippen, sich kreuzigte und sein Gewehr lud, — als von Fronte zu Fronte der lakonische Befehl überging — „mit Tagesanbruch zum Schlagen bereit zu seyn“, wer legte da nicht vor dem unerbittlichen Richterstuhl seines Gewissens Rechenschaft ab von seinen Handlungen? Wer war nicht in sich selbst vertieft bei dem Gedanken, daß er vielleicht zum letztenmal die Strahlen der Abendsonne sah, die in der Dunkelheit des Waldes erlöschten? An diesem Abende trug das Antlitz eines Jeden den bestimmten Abdruck seiner geheimsten Gedanken. Ich glaube, daß sogar die Gräzler, die sich nicht denen zählen konnten, denen das Schicksal einen ruhmvollen Tod vorbehalten hatte, unwillkürlich und mit schwerem Herzen daran dachten, daß sie vielleicht auf ewig von ihren Kesseln würden getrennt werden, aus denen sie für sich den besten Theil der groben, aber für sie erquickenden Nahrung — oder ihr Leben — geschöpft hatten — indem für sie die Nahrung beide Begriffe in sich schließt, — Leben und Gräbe.

Was mich betrifft, so süßte ich auch in mir eine allgemeine Hinneigung zum Nachdenken. Auch ich, auf einem Mantel liegend und mich mit dem Elbogen auf die Speichen eines Lafetten-Rades lehrend, dachte an dieses und jenes. Die Erinnerungen erschienen mir, mit

ihren blendenden Farben einer optischen Täuschung, wie nichtige Genüsse der Vergangenheit. Es kam mir vor, ich wäre einst ein anderer Mensch gewesen, beglückt durch ein anderes besseres Leben. Jetzt erschien ich mir, wie ein an seinen Bestimmungsort geschmiedeter Platanenbaum, der gefühllos die Art erwartet, die ihn umhauen soll. Und morgen... Ach wir wollen an morgen nicht denken!

Unwillkürlich fühlte ich meine Brust bewegt. Mit voller Bereitwilligkeit, die geheiligte Pflicht eines Offiziers zu erfüllen, war ich doch nicht so unerfahren, daß ich mit Heiterkeit an den Uebergang über einen Fluß im Angesicht des Feindes denken sollte, während die Wellen des Flusses, die unaufhörlichen Blitze des feindlichen Feuers zurückstrahlend, den Donner des nimmer schweigenden Geschüßes, das Krachen platzender Granaten und die verzweiflungsvollen Laute tödlich Verwundeter in ihrem Laufe mit sich dahinsüßten. Mit der völligen Resignation einer Verklümmung entgegensehend, wenn das Schicksal mich zum Opfer auserlesen haben sollte, war ich doch nicht verlobt genug, um mir eine blutige Wunde zu wünschen, — und dadurch in dem angebeteten Gegenstande meiner Liebe Theilnahme an meinem bleichen Antlitze und meinem in der Binde ruhenden Arm zu erregen. Und überdies ist es so schwer, mit einer Verwundung von großem Geschick sich interessant zu machen! Nur Säbelhiebe in Parteilager-Gefechten gereichen bisweilen einem jungen Mann zur Zierde.

„Du bist nachdenkend?“ sagte mir der Lientenant der Batterie-Compagnie Nicolai Petrowitsch I—off, sich ohne Einladung auf meinen Mantel setzend, „und unsere Kameraden theilen sich einander in leisem Gespräch ihre Vorgefühle mit. Sage mir aufrichtig, Paul, was denkst Du morgen zu seyn?“

„Ganz gewiß ein lebender Mensch; und nicht nur ich allein; auch allen denen, die ich liebe, habe ich ein gleiches Loos zugebracht.“

Doch vorher will ich sagen, wer I—off war. Als Sohn eines reichen Gutsbesizers im Gubernement Wologda erhielt er eine gründliche Ausbildung in einer der besten Lehranstalten. Die Natur gab ihm eine Hinneigung zu allem Guten und den festen Willen zur vollständigen, ja reinlichen Erfüllung seiner Pflichten. Er war groß und wohlgebaut mit einem verständigen und zugleich eine ungemene Herzengüte ausprechenden Gesicht — zwei seltene Dinge bei einem Manne. Ohne schön zu seyn, machte er bei jedem sich selbst liebenden Adonis den Wunsch rege, ihm zu gleichen. Doch mit allen diesen Ansprüchen auf ein glückliches Leben, hatte er sich, von einem heißgeliebten Mädchen hintergangen, einer tiefen Melancholie überlassen. Ich verstand ihn, und er vergalt es mir mit unbedingtem Vertrauen.

„Ich werde am Leben bleiben!“ wiederholte ich.  
„Du Glücklicher!“ sagte seufzend I—off, „Du siehst nur für Dich allein; mir aber liegt das Schicksal meines Bruders eben so nahe am Herzen, als mein eigenes. Und wie quält er mich mit seinen schwarzen Prophezeiungen! Unwillkürlich gedenke ich der Zeit, wo wir in der Garde dienten und mein Bruder Alexander, obgleich ihm Alles, im Dienst sowohl, als im gesellschaftlichen Verhältnisse, entgegen lachte, täglich den irgend einem Unglück phantasirte, das, nach seinen Worten, über seinem Haupte schwebte. Ich suchte seine finsternen Vorgefühle so viel als möglich zu zerstreuen, er aber spottete über mein Bemühen, ihn zu beruhigen, und behauptete jederzeit mit Lebhaftigkeit, daß in jedes Menschen Brust außer dem Gewissen noch ein besonderes, aus der Vergangenheit entspringendes Gefühl ruhe, das gewissermaßen auf das künftige Schicksal hinweise. Es verflossen nicht 14 Tage, und Alexander ward mit demselben Rang zur Armee versetzt. Du kennst ja den furchtbaren Streit wegen eines Glases Eis mit K—y? Um das Unglück mit meinem Bruder zu theilen, nahm ich, ohne Leidwesen, Abschied von ehegeizigen Träumen, von der Garde-Uniform, von Petersburg...“

„Du herrliche, seltene Seele! Aber jetzt, was prophezeit sich jetzt Dein Bruder Alexander?“ fragte ich, ihm herzlich die Hand drückend.  
„Den Tod, einen schrecklichen, qualvollen Tod;“ antwortete I—off mit thränenden Augen, „und er ist so sehr davon überzeugt, schenkt seinem Vorgefühl ein solches Vertrauen, daß mir unwillkürlich das Herz gepreßt wird, wenn ich ihn anblicke.“

„Das Geschüß gespannt!“ rief die kräftige Stimme des Batterie-Befehlshabers. I—off eilte zu seinem Zuge und ließ sich nur so viel Zeit, mir zu sagen, während er die Patronentasche an das Schultergehäng beschnürte: „Paul, es ist hart, zu sterben in unseren Jahren.“

Die Artilleristen schüttelten sich, und in einem Augenblick war ein Jeder an seinem Platz: Einer läuft nach den Pferden, ein Anderer bringt vorsichtig die letzte Granate in die Kanonen-Mündung. Dieser bläst den Luntensock an, und Jener zieht die Gurte der Pferde fester. „Die Batterie sise auf! Rechts zu einer Kanone! Schritt — Marsch!“ Und wie ein schwarzer Streif zogen sich 12 Kanonen den engen Weg entlang. Der Geistliche mit dem Kreuz stand am Saum des Waldes. Offiziere und Soldaten, einzeln aus den Gliedern tretend, stiegen von den Pferden, flüsteren ein Gebet, kreuzigten sich und küßten andächtig das Erinnerungszeichen an den Erlöser.

In einer Stunde hatte unsere Batterie, jenseits des Waldsaumes, am Ufer des Kamtschick ihre Stellung eingenommen. Die ermüdeten und halb schlaftrunkenen Soldaten setzten sich still auf ihre Lagen und suchten mit ihren Blicken durch die dicke Finsterniß die feindlichen Verschanzungen auf, nicht sowohl um ihre Geschüße dahin zu richten, als aus Neugierde, irgend einen Turban „der muselmännischen Hunde“ — ein technischer Ausdruck — gewahrt zu werden, die vielleicht auf der Brustwehr eingeschlimmert waren. Die Offiziere gingen nachdenkend in ihren Lagen umher. Nun ward es rund umher heller, und auf dem rechten Ufer des Stromes sah man deutlich die schwarzen Umrisse der Türkischen Batterien; deutlich konnte man menschliche Figuren sich auf der Brustwehr umherbewegen sehen; jetzt erkennt man schon die Lafetten-Räder und nun auch die Öffnungen der Embrasuren. Der Tag brach an, und Alles war still in den feindlichen Festungswerken: man sah weder eine Bewegung, noch Menschen in den Embrasuren, und viele

unter uns freuten sich bereits und glaubten, die Türken seyen aus Furcht in die Berge gelaufen; wir waren indessen auf unserer Hut. Die aufgeführten Geschüße blickten unbeweglich auf die feindlichen Lafetten.

Pfötzlich erhob sich Lärmen und Geschrei in den Türkischen Retranchements; die Luntensöcke rauchten, eine Reihe von Blitzen durchglänzte die Luft, und aus dem Walde wiederhallte der Donner einer unregelmäßigen Salve. Die schlaftrunkenen Pferde süßten zusammen bei dieser unerbötigen Salve. Die Türken erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei: Allah! während unsere erschreckten, zu dreien angespannten Pferde, ohne Führer, in vollem Gallop mit den Munitions-Wagen längs dem Ufer hinjagten. Ein unerwarteter Zufall rettete unsere Munition. Nachdem die Pferde die Kisten bis zum Thale geschleppt hatten, verwickelten sie sich endlich dergestalt in ihre Geschirre, daß sie nicht weiter konnten.

Inzwischen, ohne eine zweite feindliche Salve abzuwarten, unterhielten unsere Batterien ein bestiges und gleichmäßiges Feuer. Unausprechlich furchtbar tönte der Donner der Kanonen aus dem Walde zurück; die Türkischen Kugeln pfliffen durch die Baumwipfel und warfen die losgerissenen Zweige nach allen Seiten umher. Schmerzens-Seufzer durchschönten die Wolken des dicken Rauchs, der in schwarzen Massen über dem Strom schwebte. Anfangs schien der Kampf zweifelhaft; bald aber gaben uns unsere wohlgerichteten Schüsse, welche die feindlichen Embrasuren zerstörten und ihre Geschüße von kleinem Kaliber demontirten, die Oberhand über die blinden Schüsse der Ottomanischen Artilleristen. Man kann dreist behaupten, daß nur die orientalische Artillerie es erlauben konnte, daß wir uns bis zur Dämmerung in unserer offenen und gefährvollen Stellung am Kamtschick hielten. Das feindliche Geschüß war wenigstens 4 Linien zu hoch gerichtet. Gegen Mittag bemerkten die Feinde es und richteten das Geschüß niedriger.

Dst blickte ich unverwandten Auges auf eine feindliche Kanone, bei der schon die Lunte zu rauchen begann. Wie schlug mein Herz! Welches furchtbare Erwarten! Noch eine Sekunde und — arme Waisen haben keinen Vater, die Schwester hat keinen Bruder, die Mutter keinen Sohn mehr. O, in dieser Sekunde liegt viel Leben. Nicht beschreiblich und nicht begreiflich ist sie demjenigen, der in seinem Leben auf nichts wartete, als auf seinen Wagen im kalten Vorbaufe. Es hat etwas Furchtbares, in dicken Rauch- und Staubwolken mit wilder Reiterei zur Attacke anzusprengen, oder unter Kartätschen- und Kugelhagel mit der Infanterie Sturm zu laufen; aber welche Geistesgegenwart gehört dazu, um kaltblütig mehrere Stunden lang auf einer Batterie zu stehen und, in Erwartung, jeden Augenblick wie ein Staubkörnchen von der Erde weggeblasen zu werden, die Linien zu berechnen, um das Geschüß höher oder niedriger zu richten. Bei Angriffen und Stürmen entfernen das Getrappel der Pferde, die schnelle Bewegung, der Trommelschlag den Gedanken an Gefahr, während auf der Batterie so wenig Bewegung, so viel Ruhe ist, daß man, wenn die Türken es erlaubten, die ganze einschläfernde Geschichte ihres Reiches — verfaßt vom Hofrath und Hof-Drigoman Joseph von Hammer, — Friede sey mit ihm! — seinem Gedächtniß hätte wieder vorführen können.

Seit einiger Zeit traf jede feindliche Kugel entweder unsere Lafette, oder riß einen Artilleristen aus Reib und Glied. Mit welchem wehmüthigen Gefühl folgten die alten Soldaten mit ihren Augen dem getödteten Kameraden, den die Jäger auf blutiger Bahre in den Wald trugen! Ich glaube, man irrt sich, wenn man behauptet, daß Tapferkeit oder Muth eine besondere Gabe ausgezeichneten Menschen sey. Kein Mensch ist ausschließlich furchtsam oder muthig, und die kühnsten Helden wollen alle leben, lange leben: „lieber leiden, als sterben.“ Derjenige, der wie ein Philosoph mit ruhig kaltem Gesicht vor einer feindlichen Geschüß-Linie steht, und der Andere, der, an den Pulvertasten gelehrt, mit zitternder Stimme ein Gebet herflammelt, Beide fürchten den Tod. Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß der Eine es für Schande hält, so großen Werth auf das Leben zu setzen, wo er es seiner Pflicht und dem Ruhm seines Vaterlandes zum Opfer bringen muß, und so viel moralische Kraft besitzt, um wenigstens äußerlich des blutdürstigen Todes zu spotten, während der Andere seine Gefühle nicht verbergen kann. Nichtsdestoweniger verdient derjenige, der sich über die Position von Derwisch-Dschewan lustig machte, die höchste Achtung; er begriff die Pflicht eines Offiziers und löste durch seinen sorglosen Blick seinen Untergebenen Vertrauen auf sein Glück ein.

(Fortsetzung folgt.)

## England.

### Die Französischen und die Englischen Zeitschriften.

Die periodische Literatur besonders solcher Länder, in denen Pressefreiheit herrscht, zeigt sicherer als irgend etwas Anderes den eigentlichen Zustand ihres Volksgesistes an und bietet die besten Mittel dar, um denselben gegen den anderer Länder abzuwägen und zu sehen, inwiefern er damit übereinstimmt oder davon abweicht. Was in anderen Fächern der Wissenschaft erscheint, ist oft nur für besondere Klassen von Lesern berechnet, oder wenn es für Alle bestimmt ist, geht ihm doch häufig der gehoffte Erfolg ab, und in keinem von beiden Fällen läßt sich ein befriedigender Schluß auf die Bildung oder den vorherrschenden Geschmack des Volks daraus ziehen. Eine gelebte Zeitschrift aber, die eingestandenmaßen für das große Publikum geschrieben wird, liefert einen untrüglichen Maßstab für dessen Würdigung. Die geistigen Richtungen des Volks werden von ihr zurückgefragt, und so ist sie der klarste Spiegel, und ein Spiegel, der uns unmöglich täuschen kann. Aus diesem letzteren Grunde wird sie aber wahrscheinlich seltener befragt, als es geschehen sollte. Ist ihr Charakter auch vergänglich wie die Launen der Menschen, so beruht sie doch auf einer unveränderlichen Grundlage, auf der menschlichen Natur, und selbst in ihrer flüchtigsten Gestalt muß sie

noch anziehend für uns seyn, so lange wir Mitglieder des großen Gemeinwehens bleiben, welches wir Welt nennen.

Es kann wenig Unablässigeres geben, als die periodische Literatur Frankreichs und Englands. Sorgfältige Kritiken muß man vor allen Dingen von der ersteren nicht erwarten. Es werden zwar hin und wieder einige Bemerkungen über neue literarische Erscheinungen niedergeschrieben, sie sind aber so dürftig, schweifen so sehr von der Sache ab und haben so geringen Umfang, daß sie zu gar nichts nützen und nichts fördern. Man kann in der That die sogenannten Kritiken der Franzosen fast nicht ohne Verachtung lesen. Wenden wir uns aber zu der Englischen Presse, so finden wir gerade das Umgekehrte. Ausgearbeitete und umfangreiche Beurteilungen nicht dieses und jenes Werke, sondern beinahe jedes neuen Buchs, das nur den geringsten Anspruch auf Originalität hat, bilden das charakteristischste Kennzeichen derselben. Und dieser Unterschied zwischen jenen Tages-Erzeugnissen beruht nicht auf dem bloß äußeren Umfange; das kritische Urtheil der Franzosen ist eben so einseitig und schwach wie das der Engländer umfassend und eindringend. Der Englische Kritiker beweist fast immer, daß er den Plan des Werks und dessen Ausführung versteht, und seine reichhaltigen Abhandlungen liefern so viel neuen Stoff, daß sie eine werthvolle Zugabe zu dem Buche selbst bilden. In Frankreich dagegen zeigt der periodische Schriftsteller in jedem Stück seine Unkenntniß, es müßte sich denn um einen Gegenstand handeln, den jeder Franzose und noch mehr jede Französin zu fassen vermag, nämlich um einen Gegenstand der Einbildungskraft oder des Gefühls. Nach einer so ehrgeizigen Höhe strebt auch der Französische Kritiker gar nicht; wenn er den Namen des Verfassers, den Inhalt und den Herausgeber des Buchs angegeben, so glaubt er, genug für sein Amt gethan zu haben; unterschätzt er es aber, sich etwas weilkünstiger darüber auszulassen, so stempeln ihn seine Betrachtungen, so nichtsagend sie auch seyn mögen, zu einem Kritiker nach der Regel, und er besitzt allerdings mehr als irgend Jemand die Kunst, seine Gedankenarmuth unter Wortfloeken zu verbergen. Daß es hiervon auch Ausnahmen giebt, räumen wir gern ein, wenn man nur nicht verkennt, daß es bloße Ausnahmen sind.

Wie kommt dies aber? Sind doch von keinem Volke Europa's die Grundsätze des guten Geschmacks so tief entwickelt worden, und hat es doch keines in dieser Hinsicht zu solcher Vortrefflichkeit gebracht! Ja, selbst in diesem Augenblick leben Kritiker in Frankreich, wie kein anderes Land deren aufzuweisen hat. Dieser scheinbare Widerspruch hat eben so gut seine Gründe wie Alles in der Welt, und es gehört kein großer Scharfsinn dazu, sie zu entdecken.

Der erste und wichtigste ist der, daß in Frankreich ein ausgezeichnete Schriftsteller selten Beiträge zu Zeitschriften liefert; die Abfassung ernsterer Werke beschäftigt ihn hinlänglich und bringt ihm reicheren Lohn. In England dagegen sind mit der Herausgabe eines Buchs so viele, oft so entmutigende Schwierigkeiten verknüpft, und die Hoffnung auf einen angemessenen Ertrag ist so unsicher, daß gewöhnlich nur Männer von einigem Vermögen ein solches Wagniß unternehmen. Daher ergießt sich das überquellende Talent hier in die Kanäle der Zeitschriften; es hat keine andere Ableitung. Die Englischen Schriftsteller von Profession müssen entweder zu diesem einzigen Mittel der Publizität greifen, oder sie müssen sich überhaupt nach einer anderen Unterhaltungsquelle umsehen. In demjenigen, was der Engländer viel liest und anhaltend betreibt, zeichnet er sich bald aus, und schon dies erklärt seine Ueberlegenheit über den Franzosen in diesem Fach. Aber es giebt noch eine andere Ursache, auf die sich die vorige gewissermaßen gründet, nämlich der Unterschied in den Kenntnissen, Sitten und Gewohnheiten beider Nationen. Wenn es auch eine unbezweifelte Thatsache ist, daß Frankreich viel gelehrtere, wir möchten sagen schulgerechter gebildete Schriftsteller besitzt, als England, so ist es doch eben so augemacht, daß letzteres, gegen einen einzigen wahrhaft kenntnißreichen Mann in seinem Nachbarlande, deren immer ein Duzend aufstellen kann. Wirklich kann es nirgends so viel Leute von jener achtbaren, ein gewisses Maas nicht überschreitenden Bildung geben, die im gewöhnlichen Leben so nützlich ist, wie in England; in dieser Hinsicht stehen seine Nachbarn weit hinter ihm zurück. Man lasse zwei Individuen, aus jedem Lande eines, die durch die Umstände gleich begünstigt sind, zusammenkommen, und die Unterhandlung zwischen Beiden, wenn sie ins Einzelne und Besondere geht, wird für den aufmerksamen Zuhörer überraschend seyn. Handelt es sich bloß um die umlaufenden Gerüchte des Tages oder um die gesellschaftlichen Verhältnisse im Allgemeinen oder selbst um allgemeine Wahrheiten, so wird der Vortheil auf Seiten des Franzosen zu seyn scheinen; nicht daß seine Gedanken richtiger oder seine Kenntnisse mannigfaltiger wären; aber seine Sprache wird ihm mehr zu Gebot stehen, seine Bemerkungen werden schärfer seyn, seine ganze Art und Weise mehr au fait — um uns dieses unübersetzbaren Ausdrucks zu bedienen — und seine angeborene Anschauungskraft noch merkwürdiger. Aber man lasse sie auf das Feld der Einzelheiten herabsteigen, man lasse sie über wirkliche Dinge debattiren, über Thatsachen oder über Fälle, die aus Thatsachen abgeleitet werden müssen, und der Sieg wird, wenn der Engländer auch zaghafter in seinem Ton und sogar regelloser in der Anordnung seines Stoffs ist, in neun Fällen unter zehn auf Seiten des Letzteren seyn. Dies ist ein Bild im Kleinen von dem Volksgeist in beiden Königreichen; daher kommt es, daß England im Allgemeinen einen so viel größeren Vorrath von Kenntnissen hat, als sein Nachbarland. In letzterem giebt es zwar einige tiefgelehrte Männer, Einige, vor denen auch die ausgezeichnetsten Englischen Gelehrten ihr Knie würden beugen müssen, aber die große Mehrzahl hat nur gerade so viel Bildung, als sie braucht, um im Salon zu glänzen. Diese Bildung haben sie sich erworben, aber nicht zum Gebrauch im gewöhnlichen Leben, nicht in der Absicht, der menschlichen Gesellschaft oder Einzelnen damit zu nützen, sondern bloß pour briller dans la conversation. Der Endzweck, das einzige Ziel des Franzosen ist effort; und dies Bestreben, das seiner Eitelkeit so sehr schmeichelt, ist zugleich seiner

Natur nach so zerstreuet, daß es sich mit ernsteren Studien und mit Erwerbung ausgezeichneter Kenntnisse gar nicht verträgt.

Die Französischen Zeitschriften sind eigentlich für die große Menge berechnet; daher ihre Popularität und ihr unbestimmter, oberflächlicher, wenn auch gewiß oft sehr glänzender Charakter. Aus ihnen kann man gerade so viel Bildung schöpfen, als für die gesellschaftliche Unterhaltung erforderlich ist; aber auch diese Kenntnisse werden, wenn sie nicht in das Gewand der Phantasie gekleidet sind, nicht der Mühe werth geachtet. So kommt es, daß selbst historische Skizzen in diesen Zeitschriften mehr vom Roman als von der Geschichte an sich haben. Wie groß ist der Kontrast, den England dagegen darbietet! Schon seit einer Reihe von Jahren sind hier die Handschriften, mit wenigen Ausnahmen, die einzigen Erzeugnisse der Presse, die dem denkenden Geist noch Nahrung geben; also auch die einzigen, aus denen es dem gebildeten Engländer der Mühe werth schien, sich Rath zu erholen.

Wenn die Kritik in Frankreich stets geblüht hat und noch jetzt dort blüht, so muß sie nicht in den Revues gesucht werden, die neueren Ursprungs sind, sondern in den gewichtigeren, fleißiger ausgearbeiteten Werken ihrer savants, Werke, die der Mehrheit des Französischen Lesepublikums eben so unzugänglich als unverständlich sind. Frankreich verkannte jedoch die Vortheile nicht, die aus gut redigirten Zeitschriften entspringen können, und seit der Restauration hat es wiederholte Versuche gemacht, sich diese Vortheile zu sichern. Seine Bemühungen sind jedoch vergeblich geblieben. Die Revue Encyclopédique, so treffliche und berühmte Mitarbeiter sie auch zählte, machte ihren Eigenthümern nie die Kosten bezahlt und wurde am Ende ganz aufgegeben. Eben dies Schicksal traf den Globe und viele andere unbedeutendere Unternehmungen dieser Art. Die Ursachen ihres Mißglückens liegen am Tage. Die Revue und der Globe waren für die große Masse der Französischen Leser viel zu trocken. Es fehlte ihnen viel zu sehr an Gefühl, Phantasie, glänzenden Gedanken und blendenden Ausdrücken; im Grunde würden sie für Englische Leser eben so abschreckend gewesen seyn. Ihr Inhalt war übel gewählt, denn sie bezogen sich mehr auf das Treiben einer Partei, als auf die Bestrebungen der literarischen Welt im Allgemeinen. Es war in der That der ursprüngliche Zweck ihrer Gründung, den Absichten einer Partei zu dienen. Bedenkt man außerdem noch, daß die Namen der Mitarbeiter, wenn es auch Männer von unbestreitbarem Talent waren, bei dem großen Publikum nicht in Gunst standen, so wird man sich über ihren Mangel an Erfolg nicht mehr wundern. Wäre auch dieser Nachtheil nicht gewesen, so würden schon die Sitten und Gewohnheiten des Volks dem Erfolg einer literarischen Zeitschrift Hindernisse genug in den Weg gestellt haben, es konnte daher keine größere Thorbheit geben, als dieselben durch einen eben so unausführbaren als schlecht berechneten Plan völlig unübersteiglich zu machen.

Bei alledem aber möchte es noch zu bezweifeln seyn, ob sich England wegen der großen Bedeutung seiner Zeitschriften gerade Glück zu wünschen hat. Sie ist theuer erworben worden, denn es geschah auf Kosten der ernsteren Literatur. Auch darf man nicht vergessen, daß kritische Beurteilungen, so reich sie auch gewöhnlich in England ausfallen, doch niemals den Gegenstand ganz umfassen und erschöpfen können, und daß derjenige, der das beurtheilte Werk nicht bei der Hand hat und selbst zu Rathe zieht, immer eine partielle und oft eine irrthümliche Ansicht von der Sache erhalten muß. Weit besser wäre es für die Literatur sowohl als für die Literaten, wenn Bücher mehr und Reviews weniger gelesen würden, wenn es mehr Autoren als Kritiker gäbe. In dieser Beziehung hat England seine Nachbarn eher zu beneiden als zu tadeln, und haben sie viel von ihm zu lernen, so kann es gewiß noch wichtigere und nützlichere Lehren von ihnen entlehnen. (L. P.)

## Italien.

### Neuere Italienische Romane.

#### Eutakto von Bicolungo.

Im vorigen Jahrhundert geschah es oft, daß ein Italiänischer Schulknabe, der die Bänke der rhetorischen Klasse kaum bestiegen hatte, schon als ein gemachter Poet antrat und Sonette und Kanzenen so lange publizierte, bis ein schönes auf Pergament geschriebenes Diplom ihn zum Bürger einer arkadischen oder subarkadischen Kolonie machte, oder, noch besser, einer Innung müßiger Leute, die sich Alle in die blonde Phyllis, die braune Nise und die reizende Chloris mit den Bimber-Lippen platonisch verliebt hatten. Jetzt giebt es keine arkadische Vereine; die Schäserinnen machen den Poeten kein Herzweh mehr; das bloße Plündern des Millinschen Wörterbuchs reizt nur zum Lachen: welcher Ausweg bleibt also dem Italiänischen Jüngling, der gern etwas schreiben und drucken lassen möchte, um in der literarischen Republik einen Namen zu erhalten? Das Feld der Wissenschaften hat gar zu viele Schwierigkeiten und Steine des Anstoßes; man muß viel studirt, viel gedacht haben; man muß die reiferen Jahre abwarten, und die Jugend ist ungeduldig. Erzählungen, fingirte Chroniken, historische und fantastische Romane — kurz Alles, was zur leichteren Literatur gehört — wie Nisard sie nennt — das sentimental-weinerliche Drama nicht zu vergessen: diese Genres sind heutiges Tages an die Stelle der Sonette, der Kanzenen, der Capitoli getreten und eröffnen dem, der in möglichster Eile Schwarz auf Weiß bringen will, eine gar bequeme Bahn. Freilich ist das Schreiben eines Romans, sey er nun historisch oder fantastisch, kein so leichtes Geschäft und keine Last für eines Jeden Schulter: dies beweist die kleine Anzahl wahrhafter Meisterwerke unter der Sündfluth oder vielmehr sündhaften Fluth von Nachwerken, die für Romane passiren wollen. Auch muß man gestehen, daß dieses Literatur-Fach in Italien bis jetzt noch in den Schranken der Mäßigung sich hält, welche Schranken der Franzose theils mit der numerischen Gewalt seiner Romane, theils auch mit der Bizarrerie und

dem Grausigen seiner Stoffe ganz und gar niedergedrückt hat. Indessen scheinen doch die historischen Romane der Italiäner, einige wenige ausgenommen, nach einem einzigen Modell (Manzoni) geformt, das zwar großartig, allein ebendeshalb wohl unerreichbar ist. Fast immer zeigt man uns irgend ein gewaltiges Schloß, den Aufenthalt eines großmächtigen Feudal-Herrn, der die friedlichen und harmlosen Bauern plagt — Eisenfresser mit langen Knebelbärten — zwei Verliebte, die uns beständig an Romeo und Julie erinnern, und dergl. mehr; mit einem Worte, man kommt von diesem lange betretenen oder vielmehr zertretenen Pfade gar nicht mehr ab. Wir schweigen von den Burgverliesen, den Fußböden, den Stürmen und Ungewittern, dem Tages-Anbruch und der sinkenden Sonne — Decorationen, die an jeglichen Ort passen, so daß der Autor sie getrost im Voraus pinseln kann, noch bevor die Idee eines Romans in ihm gereift ist; es wird ihm nicht an Gelegenheit fehlen, sie da und dort mit Effekt einzuschleichen.

Alles eben Gesagte paßt auch auf einen der einzigen Monaten erschienenen neuen Italiänischen Roman Lotalto von Bicolungo, dessen Verfasser sich Luigi Vigna nennt. \*) Um einen Begriff von dem zu geben, was jetzt an der Tages-Ordnung der Italiänischen Leihbibliotheken ist, theilen wir hier den Inhalt dieses Romanes à la Hildebrand und Leibrock mit:

Uralte Feindschaft bestand zwischen den edlen Herren von Landiona und denen von Bicolungo; und trotz mancher blutiger Opfer, die von beiden Seiten bereits gefallen, war der Blutdurst noch ungelöscht. Fernando, Edler von Landiona, nährt einen unerschütterlichen Haß gegen die Familie des Lotalto von Bicolungo. Dieser, friedfertig und edelgesinnt, hat jegliche Kränkung verziehen, ja, er verliebt sich sogar in seines Feindes Tochter Melinda und möchte beide Familien durch das heilige Eheband versöhnt wissen. Da kommt aber gleich ein Stein des Anstoßes. Alberico, Lotalto's Onkel, würde nimmermehr in eine solche Verbindung willigen; denn er haßt Fernando aus zweifachem Grunde, eines Theils, weil er sein Erbfeind ist, und anderen Theils, weil er ihm die Geliebte vor seinen Augen erstochen hat. Fernando, ein verstockter und daneben auch verstockter Bösewicht, bemerkt Lotalto's Liebe zu Melinda und benützt diese zärtliche Neigung als ein Mittel zu seinem ersehnten Ziele — der Vernichtung des Feindes. Er heuchelt Verzeihung, Vergessen und Vergessen: er ladet Lotalto gastfreundlich auf sein Schloß, traktirt ihn köstlich und verspricht ihm Melinda, doch unter der Bedingung, daß auch Alberico ein versöhntes Herz zeige und in das Eheband einwillige. Dieser aber, weit pfiffiger und geriebener als der verliebte Lotalto, widersteht sich, so viel er vermag; er ermahnt ihn, dem verstellten Schmeichler Fernando kein Gehör zu geben; er droht ihm — Alles vergebens — das Band der Eintracht zwischen Onkel und Nefen zerreißt. So hatte sich's Fernando gewünscht; er sucht das Eisen zu schmieden, während es noch warm ist, und spielt Lotalto einen vorgebliebenen Brief seines Onkels in die Hände, worin dieser seine Freiheit und sein Leben bedroht, weil er an dem Mörder seiner eigenen Aeltern keine Rache nehmen will. Onkel und Nefen begegnen einander; es entsteht ein Wortwechsel — man zieht blank — und nach kurzem Kampfe schwimmt Alberico in seinem Blute. Voll Verzweiflung über seine That will Lotalto sich selbst entleiden, man verhindert ihn daran. Er stürzt, wündet sich durch Dornen und Brombeeren, wird jämmerlich gerichtet und zertrümmert, bleibt aber im Flichen groß wie im Fichten. Er gelangt zum Schlosse Landiona, die Schäferhunde sind ihm hart an den Fersen, allein er entkommt ihnen glücklich. Auf seinem Wege nach Fernando's Burg ergreifen ihn jedoch fünf Braven, die Fernando ihm entgegen geschickt, und werfen den Unglücklichen in ein erschreckliches Burg-Verließ voller Todtengedebene. Corrado, Lotalto's Knappe, der sich aus Eifersucht zum Werkzeuge Fernando's hergegeben, schießt plötzlich Neue und will seinen Herrn befreien: er dringt ins Schloß, kämpft mit Fernando und verwundet ihn; allein er muß fliehen, weil die Schergen Fernando's ihm hart zu Leibe gehen. Der Bösewicht läßt Lotalto am Leben, um ihn den Tod eines Verbrechers sterben zu sehen: er hat zu diesem Zwecke nach Mailand geschrieben. Aber Lotalto macht unterdeß Einem der Bravo's den Garau und entzieht seinem Kerker; Melinda, von Corrado unterstützt, begleitet den Geliebten auf seiner Flucht. Melinda stürzt von ihrem Pferde und nimmt Schaden: Beide kehren in einem Hause ein, dessen Besitzer Edmondo die Dame ärztlich behandeln läßt. Im Verlaufe ihrer Unpäßlichkeit erzählt ihr dieser Herr seine Geschichte, weil er sie eben mit nichts Besseren zu unterhalten weiß, und — o Wunder! — man kommt zu der Entdeckung, daß Melinda nicht Fernando's, sondern eben dieses Edmondo's Tochter ist! Die Abenteuer dieses unbekanntes Papas sind mit der ganzen damaligen Geschichte Italiens verwebt, ein großes Glück für unseren Verfasser, der uns nun Alles vom Anfang bis zum Ende wieder ansieht!

Man denke sich Fernando's Erstaunen, als er erfährt, daß Lotalto und Melinda ihm entflohen seyen! Nach vielen Abenteuern, die das flüchtige Paar zu bestehen gehabt, nach vielen anderen Schurkenstreichen Fernando's und nach vielen glänzenden Turnieren, in denen man die Lanzen schockweise bricht, — nach allen diesen und noch vielen anderen schönen Dingen, will es plötzlich Lotalto's Unstern, daß er ohne sein Wissen und Willen — die geliebte Melinda tödtet! In Folge dieser That stürzt er, aus Mund und Nase (sic!) Blutströme versendend, an den Boden, um nie wieder aufzustehen. Fernando, der Ueberer so vielen Jammers, wird ins Gefängnis gesteckt, aus dem er aber plötzlich verschwindet, ohne daß man erfahren konnte, was aus ihm geworden ist. Erst nach einiger Zeit fand man in einem der tiefen Schlünde des Sessa einen verwesten Körper, dessen Gebeine ein eiserner

\*) Lotalto da Bicolungo; racconto di Luigi Vigna da Chivasso. Due volumi. Novara, 1835.

Panzer umschloß; und Viele waren der Meinung, jener Panzer habe dem Grafen Fernando gehört.

Als der Verfasser dieses Kapitel schrieb, hatte er wohl eben die Lektüre des Ettore Hieramosca beendet. Noch ein paar Merkwürdigkeiten: Fernando, Wilfrido und Alberico sind alle drei mit Rabenbärten (barbe corvine) ausgestattet; und fast alle Personen des Romanes fallen in Ohnmacht oder in ein Delirium, so oft ihnen etwas Entsetzliches zu Ohren kommt.

Signor Vigna, der Verfasser, nennt sich in der Vorrede ein junges Männchen (giovinetto), und wir glauben ihm aufs Wort: ein Anfänger will ermutigt und nicht abgeschreckt seyn; aber die Jugend sollte auch wissen, daß sie, um Ermutigung zu verdienen, kein unverdautes Zeug dem Publikum aufstischen darf.

#### Bibliographie.

Statistica nosologica dal 1821 al 1833 e rendiconto medico pel 1834. (Kranken-Statistik der Jahre 1821 bis 1833 und medizinischer Bericht über das Jahr 1834 von dem großen Krankenhause San Maurizio e Lazzaro in Turin.) Von dem Medizinal-Rath und Direktor des Krankenhauses, Dr. Bernardino Bertini. Turin.

Lettere inedite di alcuni illustri accademici della Crusca che fanno testo in lingua. (Briefe einiger ausgezeichneten Mitglieder der Academie della Crusca.) Pesaro.

Sulla scozza del globo terrestre. (Ueber die Rinde unseres Erdballes.) Von Paolo Savi. Pisa.

Statistica d'Italia. — Erstes Heft Sardinien. 2½ Lire. Zweites Heft Korsika. ½ Lire. Vom Grafen Errisforti. Florenz.

La morte di Maria Stuarda. (Maria Stuart) Original-Dramen-Spiel vom Ritter Don Mariano Caracciolo. Palermo.

Trattato della monomania suicida. (Ueber den Selbstmord.) Von Dr. Ferrarese. Neapel.

### M a n n i g f a l t i g e s .

— Neue Polnische Zeitschrift. Unter dem Titel „Panorama literatury krajowej i zagranicznej“ (Panorama der in- und ausländischen Literatur) ist vor kurzem in Warschau das erste Heft einer von Hrn. A. J. Szabraniski herausgegebenen schönwissenschaftlich-kritischen Zeitschrift erschienen. Nach einer Einleitung, worin die Wichtigkeit der neueren ausländischen Literatur und ihr Einfluß auf die Polnische dargestellt wird, folgt ein Artikel über die Deutsche Literatur insbesondere. Der Verfasser sagt darin unter Anderem, daß, während Frankreich eine politische und England eine industrielle Macht zu nennen sey, das philosophische Deutschland als literarische Macht bezeichnet werden könne. An die frühere Geschichte der Deutschen Literatur bis zu den Minnesängern reihen sich darauf mehrere Uebersetzungen an, worunter besonders die Scenen aus Goethe's „Iphigenie auf Tauris“ dem Bearbeiter gelungen sind. Alexander Maciejowski, der Verfasser der „Geschichte der Slavischen Gesetzgebung“, giebt uns dann einen historischen Ueberblick der Hofämter in Polen bis zum 13ten Jahrhundert und verspricht in der Folge noch mehrere ähnliche Monographien aus der Polnischen und Russischen Geschichte. Eine Abhandlung über Chinesische Poesie, die Uebersetzung einer Englischen Novelle, einige Worte über den Deutschen Journalisten Saphie und die Anzeige mehrerer neuerer polnischen Werke schließen das erste Heft dieser, wie man sieht, ziemlich reichhaltig ausgestatteten Zeitschrift.

— Ein altes in die Erde versenktes Schiff. Eine Englische Zeitung enthält folgende Details über das zu New-Romney in der Nähe von London entdeckte, in die Erde versenkte Schiff: „Nachdem der Schutt weggeräumt worden, ward die Gestalt und die Form des Schiffes sichtbar, und man fand, daß es vierundfünfzig Fuß lang und vierundzwanzig Fuß breit, daß es nur mit einem Mast versehen und nach Art der Griechischen Fahrzeuge gebaut war. Es wurden auf demselben mehrere Schädel von gebornen Thieren, die man für Antilopen hielt, nebst verschiedenen Menschen- und Thierknochen aufgefunden. Auch entdeckte man mehrere Stücke von Tau, die noch nach Ueber rochen. Die Bretter sind zum Theil so stark und fest, daß sie, wenn man sie mit einer Säge durchschneidet, wie neugefällte Baumstämme erscheinen. Das Ereigniß hat bereits die Neugier so rege gemacht, daß die Leute von allen Seiten herbeiströmen, um das Schiff in Augenschein zu nehmen. In einer sehr alten Orts-Chronik, die zu diesem Behufe genau durchgegangen wurde, entdeckte man folgenden in Alt-Englischer Sprache abgefaßten Bericht: „Im Monat Oktober, unter der Regierung König Heinrich's III., im Jahre 1250, entstand auf der See, wo sich eine Fluth nach der anderen erhob, ohne von der Ebbe unterbrochen zu werden, auf einmal ein so schreckliches Zischen und Toben, daß man dasselbe weit in das Land hinein vernahm. Hierzu kam, daß das Meer im tiefen Dunkel der Nacht plötzlich in einer lichten Flamme aufzulodern schien und die Wogen sich so gewaltig gegen einander emporstürzten, daß die Seeleute nicht im Stande waren, ihre Schiffe in Sicherheit zu bringen; um Anderes zu übergeben, erwähnen wir nur, daß in dem Hafen Pureburne, außer mehreren kleinen Fahrzeugen, drei berübmte Schiffe von den Wellen verschlungen wurden. Und zu Winchilea riß die Fluth sämtliche Salzlager, Fischerhütten, Brücken und Mühlen, gegen dreitausend Häuser in der Stadt nebst mehreren Kirchen gewaltig mit sich fort.“ — Dies Ereigniß mag wohl nicht unwahrscheinlich die Zeit bezeichnen, wo das kleine aufgefundenen Schiff in die Erde versenkt wurde, zumal da der Kanal, an dem es entdeckt ward, in früherer Zeit und selbst bis auf den heutigen Tag, der Hafen genannt wurde.“